

Giulio Leoni

Dante und das Mosaik des Todes

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Karin Krieger

ISBN-10: 3-552-05390-5

ISBN-13: 978-3-552-05390-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05390-8>
sowie im Buchhandel

Prolog Akko, im Morgenrauen des 28. Mai 1291 Ein Zischen durchschnitt die Luft, als hätten sämtliche Schlangen der Wüste den Kopf aus dem Sand erhoben. Auf dem höchsten Punkt seiner Bahn leuchtete das Geschoß im ersten Frühlicht regungslos am Himmel. Nach einer kleinen Ewigkeit setzte es seinen Weg fort und schlug krachend gegen den Wachturm des Tores. Eine Wolke aus Steinsplintern und Ziegelbruchstücken wirbelte ringsumher auf, während das von dem Aufprall in seinen Grundfesten erschütterte Mauerwerk erbebt. Die Außenkante des Turms, über eine Höhe von zwei Stockwerken zertrümmert, neigte sich langsam und sackte mitsamt den Dachbalken in sich zusammen. Für kurze Zeit übertönten die Angstschreie der Menschen, die in den gähnenden Abgrund unter ihren Füßen stürzten, das Getöse des Einsturzes, dann prallte der gesamte obere Teil des Bauwerks auf die Stadtmauer und schlug eine Bresche neben dem Tor. Eine riesige Staubwolke erhob sich und hüllte die Trümmer ein, während ein zweites Geschoß mit seinem teuflischen Zischen niederging und in der grauen Masse verschwand. Diesmal wurde der Aufschlag des Felsbrockens nicht von einem Krachen begleitet, sondern lediglich von einem dumpfen Grollen aus dem Trümmerhaufen. Auf der anderen Seite des Tors war in Sichtweite ein zweiter Beobachtungsposten ins Wanken geraten, als könnte auch er jeden Augenblick einstürzen. »Sie haben wieder ihre Teufelsmaschine eingesetzt, Bruder«, sagte einer der beiden Männer im Raum, rappelte sich mühsam vom Boden auf und eilte zu dem Loch in der Wand, um das Ausmaß der Katastrophe abzuschätzen. »Die Mauer wird nicht mehr lange halten.« Den zweiten Mann hatte die Erschütterung nicht niedergeworfen, weil er sich an den schweren Eichentisch geklammert hatte, an dem er gerade etwas schrieb. Mechanisch klopfte er die Kalkreste von seinen Kleidern, während sein Blick zu der Öffnung schweifte, die nun in der Wand klaffte. Doch er ließ sich nicht lange ablenken. Sogleich beugte er sich wieder über die vor ihm liegenden Schriftstücke. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, um die Müdigkeit nach einer schlaflosen Nacht zu vertreiben. Dann schrieb er ein paar Worte. Als er erneut aufsah, glomm ein Funken Verzweiflung in seinem Blick. »Der Bericht ist fertig. Doch er ist nutzlos, wenn er nicht in seine Hände gelangt«, sagte er leise. »Wir sind verloren. Alles ist verloren.« »Nein!« rief sein Gefährte, der ihn an den Schultern packte

und schüttelte. »Nein, noch ist nicht alles verloren!« Er hielt inne, als bereute er seine Geste. »Wir mögen verloren sein, doch eine Hoffnung gibt es noch«, fuhr er ungestüm fort. »Unten im Hafen liegt ein Schiff. Wenn die Hospitaliter den Kai noch eine Stunde lang halten können, nur bis die Flut kommt ...« »Unser Schicksal steht unter keinem günstigen Stern, Bruder. Doch vielleicht hast du recht, laß uns unser Glück noch einmal versuchen«, antwortete der Mann am Tisch und wies auf eine mit Eisenbändern beschlagene Kiste, die offen auf dem Boden stand. Mit Hilfe seines Gefährten verstaute er sein Werk hastig darin und verschloß sie mit einem Lederriemen. Auf dem Tisch lag ein in der Scheide steckendes langes Schwert mit einem Kreuz auf dem Griff. Er nahm es und wollte es sich umgürten. Doch dann besann er sich eines Besseren und wandte sich rasch zur Tür, gefolgt von dem anderen, der die Kiste fest unter dem Arm hielt. Im Freien empfing sie wildes Kampfgetöse. Trommelwirbel begleiteten den Angriff der Sarazenen auf das letzte Bollwerk der Christen, die Festung von Akko. Auf einem schmalen, mit Zinnen versehenen Laufgang kamen sie ein kleines Stück voran. Vor ihren Augen luden die Angreifer in der sandigen Talsenke erneut die beiden gigantischen Katapulte. Dutzende von Männern, die von den Eunuchen aus der Leibgarde des Sultans bis aufs Blut gepeinigt wurden, versuchten, die turmhohen Geräte in eine neue Schußposition zu schieben. Der ältere der beiden Männer blieb einen Moment stehen, um sich die Szene genau anzuschauen. »Sie wollen den Hafen treffen. Be eilen wir uns!« Alles versank in einem Chaos aus Schreien, Befehlen und Flüchen. Kleine Gruppen von Bewaffneten liefen auf die Bresche zu, aus der ihnen Männer, Frauen und Kinder, gebeugt unter der Last von Bündeln und Hausrat, auf der Suche nach einer unmöglichen Rettung in Panik entgegenirrten. Unterdessen hatten die beiden Männer die Erdaufschüttung am Festungsgraben hinter sich gelassen und waren in das Labyrinth von Gäßchen eingetaucht, das das Zentrum der Wohnsiedlung durchschnitt. Eilig bahnten sie sich einen Weg durch die Menge zur Anlegestelle. Am Fuß des Abhangs erblickten sie den Binnenhafen, der von einer noch unversehrten Mauer geschützt war. Dort ankerte eine nach Steuerbord geneigte schwarze Galeere mit dem Kiel auf dem Trockenen, da noch Ebbe war. Auf dem eingeholten Segel am Baum war das Rot des Kreuzes zu erkennen. Achtern flatterte eine

schwarze Fahne mit einem weißen Totenkopf. Auf den Decksplanken herrschte hektisches Treiben. Die gesamte Mannschaft stand in Waffen bereit, um mit Ruderschlägen zahllose Flüchtlinge abzuwehren, die verzweifelt versuchten, an Bord zu klettern. Die beiden Männer sprangen in das flache Wasser und kämpften sich durch die Flüchtenden, wobei sie die Körper derer, die im Schlamm ausgerutscht waren, beiseite drückten und mit Füßen traten. Sie kamen nur mühsam voran, erreichten jedoch schließlich die Bordwand fast unter der Galionsfigur. Eine Lanzenspitze fuhr, von Drohrufen begleitet, gefährlich dicht an ihren Köpfen vorbei. »Wir wollen nicht an Bord. Doch nehmt um Gottes willen das hier!« rief der ältere der beiden Männer, während der jüngere mit der Kraft der Verzweiflung die Kiste über seinen Kopf hob. In einer Ecke des Deckaufbaus stand eine kleine Schar vornehm gekleideter Flüchtlinge, die wie betäubt auf die grauenvolle Szene starrten. Bei dem Ruf fuhr einer von ihnen auf. Er löste sich von der Frau, die er in den Armen hielt, und trat an die Bordwand. Er beugte sich hinunter und nahm dem jungen Mann die Kiste aus den Händen. »Was soll ich damit tun?« fragte er. »Zum Templerorden. Dort muß sie hin«, antwortete der Mann und wies auf die Fahne am Heck. »Was ist denn darin?« Offenbar wollte der Edelmann noch etwas hinzufügen, doch seine Stimme wurde von einem plötzlichen Knarren übertönt. Von der Flut angehoben, hatte sich der Rumpf der Galeere bewegt. Abermals in allen Fugen knirschend, setzte sie dann wieder auf dem Grund auf. Erneut erklang das Schlangenzischen, kurz darauf gefolgt vom Tosen einer gewaltigen Säule aus Wasser und Schlamm, nur wenige Armlängen von der Bordwand entfernt. Die durch den Aufprall ausgelöste Welle begrub Dutzende Flüchtlinge unter sich und hob den Schiffskiel wieder aus dem Schlamm. Dem jungen Mann gelang es, nach Luft ringend, wieder aufzutauchen. Verzweifelt hielt er nach seinem Gefährten Ausschau, doch zwischen den strampelnden Leibern rings um ihn her war keine Spur mehr von ihm. »Was ist darin?« rief der Mann auf der Galeere noch einmal. Die Seeleute um ihn her hatten begonnen, die Ruder ins tiefere Wasser zu tauchen und das Schiff auf das offene Meer zu lenken. »Die Wahrheit«, konnte der junge Mann gerade noch flüstern, bevor ein weiteres Zischen die Luft über seinem Kopf zerschnitt.